

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen

9) eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

„Du“ sagte er zu einem und betupfte ihn mit seinem Stode. Er näherte sich meiner Hängematte, und ich dachte, er würde mich bezeichnen. „Du“ zu dem Nachbarn zu meiner Rechten, den er auf dieselbe Weise aufweckte. Ich wußte nicht, um was es sich handelte. Die beiden Menschen kleideten sich hastig an. Als das Gitter hinter ihnen wieder geschlossen war, fragte ich meinen Kameraden.

„Sie helfen die Maschine errichten.“

„Welche Maschine?“

„Die Guillotine, natürlich.“

„Und da hätte mich der Aufseher auch dazu auswählen können?“

„Warum nicht? Aber nur unbesorgt; diese Gunst wird nicht jedem zu theil, der nur bloß will.“

„Gunst?!“

„Ohne Zweifel, denn die Auserwählten werden nicht wenig beneidet. Zwanzig bieten sich für einen an. Sie haben nicht viel zu fürchten, wofür ihnen der Chef nicht einen Posten spielen will.“

Als es dämmerte, sah ich fast unmittelbar vor dem Fenstergitter das Gerüst aufschlagen.

„Haben Sie schon guillotiniert sehen?“, fragte mich mein Freund.

„Nein, ich habe nur, wie alle Welt, zwanzig Berichte über die Sache gelesen.“

„Nun, diesmal werden Sie gratis einen Drehestertplatz bekommen, nur nicht zum Sitzen; Sie müssen knien.“

„Man kniet?“

„Die Kniebeugung ist für uns Menschen der vierten Klasse unerlässlich. Man nimmt an, daß uns dieses Schauspiel ganz besonders noththut, erstens als moralisches Besserungsmittel und dann — aus Vorsorge für unsere Gesundheit. Uebrigens geht es ungeheuer schnell, daß Sie nichts sehen werden.“

Wir schritten hinaus. Ein feiner Regen rieselte vom grauen Himmel. Dieselben Vorbereitungen wie vorher: Aufseher, Zuchtmeister, Marine-Infanterie kamen nacheinander an. Nur eins war anders: Den Delinquenten begleitete ein Almosenier. Dieser sagte ihm beim Schaffot etwas ins Ohr. Dann umarmte er ihn und entfernte sich schleunigst. Ein Trommelwirbel. Vorhauptig auf der vom Regen durchweichten Erde knieend, hörten wir die Verlesung des Urtheils an. Der Mensch hatte, der Anklageschrift zufolge, versucht, einen Aufseher zu ermorden. Die Ruhe des Menschen war eine vollendete; er sandte mir feine, kaum merkbare Grüße in unsere Reihen. Die Zuchtmeister ergriffen ihn, und im nächsten Augenblick sah ich ihn oben auf der Plattform der Guillotine. Brutale Fäuste zwängten seinen Nacken nieder, der Stahl bligte — ein dumpfer Schlag folgte. Es war vorüber. Rumpf und Kopf waren verschwunden. Der Chef hieß uns sogleich wieder ankleiden, die Trompete erscholl. Wir gingen direkt von da an die Arbeit.

Ich erwartete jetzt den Bescheid auf den Rapport des Aufsehers. Ich hatte zur Zeit für die Küche zu thun, d. h. ich hatte einen Eimer voll stinkender Schware zu holen und, nachdem diese vertheilt war, den Eimer zu reinigen. Als ich damit fertig war, kam ein Aufseher, mit einem Papier in der Hand, hinter dem Gitter zum Vorschein und rief einen Galeerensträfling auf. „Acht Nächte Gefängniß für Plaudern in Reih' und Glied.“ Er rief einen anderen: „Acht Nächte für Verstecken von Tabak.“ Jetzt kam ich an die Reihe: „Bierzehn Nächte für Fahrlässigkeit und Trägheit bei der Arbeit.“

„Sie sehen,“ sagte mein Kamerad, „daß der Chef Sie schon.“

Abends, gerade im Augenblicke des Appells, mußten wir drei antreten. Wir mußten unsere Jacke und Hose von Wollstoff aus — und eine Leinenhose und ein Leinenhemd anziehen. Es regnete draußen in Strömen, und der bleiche Schein einer Laterne, die ein Zuchtmeister trug, durchdrang

kaum die Finsterniß. Einige Zwangssträflinge aus dem nächsten Gefangenenhause erwarteten uns schon. Wir unsererseits machten auch öfter Halt, um andere aufzunehmen, und unsere Bande wuchs so immer mehr.

Als wir in den Flurgang des Gefängnisses eingetreten waren, schrie unser Zuchtmeister: „Kleider aus!“

Aber sie klebten an uns. Ich zog die meinigen herunter und hielt sie in der rechten Hand, während ich meine Doppelkette mit der Linken emporhielt. Jeder Sträfling besah sich vor dem Zuchtmeister und überreichte ihm Hose und Hemd. Er untersuchte jedes Stück einzeln und warf sie uns dann an den Kopf oder in unser Gefängniß, je nach seiner Laune. Dann zog man sie im Dunkeln wieder an. Ein Feldbett, ein Wascheimer, ein Raum von der Größe des Bettes bis zur entgegengesetzten Wand — das war alles. Da ich bei dem Schimmer des aus dem Flure hereinfallenden Lichtes gesehen hatte, daß noch einige Plätze in den Betten frei waren, so wollte ich einen solchen aussuchen.

„Von meinem Bettgenossen schon besetzt,“ kicherte eine Stimme.

Ich ging weiter.

„Voll wie der Omnibus, wenn's regnet,“ kam's von einer andern Stelle. Dieser Witz erregte bereits Gelächter.

Ich versuchte es noch einmal.

„Und deine Schwester?“ fragte ein anderer.

Einige krümmten sich vor Lachen. Ich machte einen letzten Versuch. Die antwortende Stimme war voll Indignation über meine Kühnheit.

Während dieser Verhandlungen hatte sich das Zimmer gefüllt. Ich suchte am Fußboden Platz. Aber da lagen überall Sträflinge umher. Der Raum konnte zwölf fassen und wir waren über dreißig! Andere fanden draußen auf dem Vorsaal Platz. Zu diesen gehörte auch ich. Ich legte mich, nahe bei einem Wascheimer, in meinen durchnässten Kleidern auf die feuchten Steinplatten, indem ich meine Ketten so gut als möglich zurecht legte. Kurz und gut, das Plattenpflaster war für die ganze Zeit mein Lager, mit Ausnahme von zwei- oder dreimal, wo gerade nur wenig Gefangene da waren. Vor Tagesanbruch wurden wir in unsere Häuser zurückgeführt. Dort erfolgte der Appell, den ich auf meinem Sack lauernd erwartete.

Mittlerweile forderten die eltelhafte Nahrung, die Heimsuchungen aller Art, die Verschiedenheit des Klimas endlich ihre Beute. Krank wie ich war, schleppte ich mich noch einige Tage hin, dann aber bat ich den Chef, mich zur ärztlichen Sprechstunde vorzumerken.

„Sprechstunde? Bah! Glücklicher Weise sind wir nicht mehr im Jahr 1848!“

Und er lehrte mir den Rücken. Ich erneuerte meine Bitte den nächsten Tag.

„Ah! Sie leben ja noch!“ sagte er.

Den nächsten Tag kam ich wieder damit. Ich nahm mich zusammen und bewahrte meinen Ernst, indem ich ihn bat, mir den Puls zu fühlen. Er schien durch meinen Glauben an seine Wissenschaft geschmeichelt und merkte mich brummend vor.

Diese wiederholten abschlägigen Bescheide geben einen Begriff von der Macht der Aufseher, wo das Leben eines Verurtheilten in Frage steht.

Ich betrat die „Ambulanz“, die aus zwei miteinander verbundenen gewöhnlichen kleinen Häusern bestand, die in einem engen, düstern Hofe standen, von einer hohen Mauer rings umgeben. Hier war ein Hospital improvisirt worden, in dem die Verurtheilten der vierten Klasse mit denen anderer Klassen vermischt waren; im übrigen aber durfte bei Strafe kein Verkehr unter ihnen herrschen: eine der hundert Proben von administrativer Logik.

Ich fand einige Mitglieder der Kommune unter den Kranken, ein Bett in ihrer Nähe war frei, und ich wollte es für mich nehmen, um etwas aus der unmittelbaren Nähe der Galeerensträflinge zu kommen. Da erschien aber ein Aufseher, von einem Schmied begleitet, der ebenfalls ein Sträfling war, und wies mir eine Lagerstätte an. Mit Erstaunen sah ich, wie der Arbeiter einen Ring mit einem Schraubengapfen quer in mein Bett schraubte. Er hieß mich meine Ketten abhaken, nahm dann die letzten Glieder derselben und schloß sie mit

dem größeren Ringe mittels eines Vorlegeschlosses zusammen, dessen Schlüssel er dem Aufseher überreichte. Jetzt war ich richtig wie ein Hund an die Kette gelegt.

„Warum fesselt man mich denn an mein Bett?“

Der Aufseher lachte.

„Aber ich sehe doch, daß die andern in doppelten Ketten frei gehen können und im Hofe ihren Spaziergang machen?“

„Ja, weil Sie privilegiert sind.“

„Aber von wem kommt der Befehl dazu?“

„Sie wissen genug. Keine Bemerkungen mehr!“

Und er entfernte sich drohend.

Trotz dieser Enttäuschung gewährte mir die Aufnahme ins Hospital doch den Vortheil der Ruhe und einer weniger schlechten Nahrung, sobald ich überhaupt wieder Speisen vertragen konnte.

Ich hatte zum mindesten die Freiheit, mich auf meinem Strohsack schlafen zu legen und das wollte ich augenblicklich thun. Die Sträflinge in der vierten Klasse trugen in der Ambulanz, Sommer und Winter, obligatorisch Jacke und Hose von Wollstoff. Als ich, ohne zu überlegen, letzteres Kleidungsstück ablegen wollte, fand ich natürlich, daß meine Ketten dabei ein unüberwindliches Hinderniß bildeten, die mit dem einen Ende an meinem Fuße, mit dem andern am Bettholze festgemacht waren.

Dies hatte etwas zur Folge, was ich trotz des Schauders, der mich erfaßt, doch andeuten muß. Ich habe die Sache bisher nur ganz flüchtig erwähnt. Es ist das eine Plage, die jeder, der nur eine Nacht im Präsekturgefängnisse zugebracht hat, kennt. Die „Löwengrube“, die Drangerie in Versailles, das Fort Pelée, das Bagno zu Toulon waren damit behaftet. Sie verfolgte uns auf der „Loire“ und dieses Schiff infizierte, wie die vorausgegangenen Straftransport-Schiffe die Insel Nou. Glücklicherweise widerstand sie nicht der Sonne Neukaledoniens. Aber in der „vierten“ hatten die Gefangenenhäuser keine Höfe, die von ihren Strahlen überfluthet gewesen wären, und wir konnten sie nicht loswerden.

In der Ambulanz aber, die einen Hof hatte, war es möglich, die Kleider aufzuhängen und zu lüften, mit Ausnahme — von mir! Und so bißten mich denn Tag und Nacht, die meine Kleider dem Sonnenschein wären ausgesetzt worden, hätten mich von dieser schwachwollen Drangsal befreien können. Ich sprach mit dem Aufseher, einem Korzen, darüber, der mir barsch zur Antwort gab, das gehe ihn nichts an.

Ich war bald wie ein Aussätziger gemieden und konnte mich darüber weder wundern noch beklagen, daß ich ein Gegenstand regelrechten Abscheues für die Sträflinge wurde, die doch wenig empfindlich sind. Ich konnte gerade so weit gehen, als die Spannweite meiner Ketten reichte, die mein Fuß nachschleifte.

Diese Situation dauerte vier und einen halben Monat, bis Mitte Sommer. Da kam der Befehl, mich täglich für mehrere Stunden freizulassen. Als bald war ich von dem Ungeziefer befreit. Nach und nach wurde die Zahl der Stunden größer, da ich mich meiner Kleidung entledigen konnte, bis zuletzt das Vorlegeschloß an meinen Ketten nicht mehr zur Anwendung kam.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

(Bestimmung der magnetischen Inklination vor 2½ Jahrtausenden.)

Daß unsere Mutter Erde magnetische Kraft besitzt, zufolge deren sich eine Magnetnadel stets in einer bestimmten Richtung einstellt, die ungefähr von Norden nach Süden geht, ist in Europa etwa seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bekannt. Das alte Kulturvolk der Chinesen freilich war mit dieser Thatsache schon viel länger vertraut; bereits im 3. Jahrhundert benutzten die Chinesen ein magnetisches Instrument in der Form einer menschlichen Figur, deren ausgestreckter Arm stets nach Süden zeigte, sodas sie den Weg durch die Grasebenen der Tartarei sicher finden konnten. Chinesische Fahrzeuge durchzogen mit Hilfe des Kompasses den Indischen Ocean und unterhielten einen Handelsverkehr zwischen Indien und China. Als die Europäer zuerst mit dem Kompaß bekannt wurden, sollen die Chinesen bereits die Abweichung der Magnetnadel von der geographischen Nord-Süd-Richtung, die sog. *Deklination*, gekannt haben. Von den Europäern war Columbus der erste, welcher auf seiner Entdeckungsbreise nach Amerika diese Abweichung und die Verschiedenheit ihrer Größe an verschiedenen Orten bemerkte, ein Umstand, der ihn mit großer Sorge erfüllte, da er fürchtete, sich auf dem Weltmeer nicht mehr zurecht zu finden, wenn die sichere Magnetnadel in der enlösen Wasserwüste den Weg nicht mehr zeigte.

Seit jener Zeit ist die Magnetnadel fleißig beobachtet worden, um eine genaue Feststellung ihrer Richtung an jedem Punkte der Erde zu erhalten. Daburch wissen wir, daß sie überhaupt keine feste, unveränderliche Richtung hat, sondern überall in ihrer Lage langsam, aber regelmäßig fortschreitende und daher sehr beträchtlich werdende Aenderungen zeigt. In Paris z. B. wich die Magnetnadel im Jahre 1580 um 11½ Grad mit der Nordspitze nach Osten von der geographischen Nord-Süd-Richtung ab; Jahr für Jahr wurde die Abweichung um etwa 8½ Bogenminuten geringer, bis sie im Jahre 1663 vollständig verschwunden war. Aber die Bewegung der Magnetnadel hörte nicht auf; sie ging im selben Sinne weiter, so daß die Nordspitze nunmehr nach Westen ausschlug, und im Jahre 1814 die Abweichung den Werth von 22½ Grad erreichte. Dann kehrte der Gang der Magnetnadel um, die Abweichung wurde von Jahr zu Jahr wieder geringer und betrug gegenwärtig 11 Grad. Ähnlich ist ihr Gang überall. In Berlin z. B. betrug ihr größter Werth 18 Grad, der im Jahre 1815 vorhanden war; seitdem ist er kleiner geworden, so daß er heute etwas mehr als 9 Grad beträgt.

Für den Seefahrer ist es natürlich ungemein wichtig, die genaue Richtung seiner Magnetnadel jederzeit zu kennen, und man erkennt daher leicht, wie wichtig die Aufstellung genauer Tabellen der magnetischen Deklination und ihrer Abweichungen ist.

Noch eine andere Abweichung zeigt die Magnetnadel; für gewöhnlich ruht sie auf einer feinen Spitze, so daß sie lediglich in einer horizontalen Ebene drehbar ist. Hängt man sie jedoch so auf, daß sie sich völlig frei auch in der vertikalen Richtung drehen kann, dann weicht sie von der horizontalen ab und senkt sich ein wenig auf der nördlichen Halbkugel der Erde im allgemeinen mit ihrer Nordspitze, auf der südlichen Halbkugel mit ihrer Südspitze. Diese mit dem Namen der *Inklination* besetzte Abweichung wurde zuerst im Jahre 1543 von dem Deutschen Georg Hartmann in Nürnberg beobachtet. Messungen ihrer Größe fanden 1576 und 1600 in London statt und ergaben die nicht unbeträchtlichen Werthe von fast 72 Grad. Seit 1671 wurden in Paris regelmäßige Messungen der Inklination vorgenommen; in dem genannten Jahre betrug ihr Werth 75 Grad; seitdem ist er beständig gesunken und beträgt gegenwärtig etwa 65 Grad. Da die Inklination in Paris etwas kleiner ist als in London, so muß man annehmen, daß sie bis 1671 gestiegen ist und seitdem allmählig abgenommen hat. Ihre genaue Bestimmung und die ihrer Aenderungen hat nicht nur wissenschaftliches Interesse, sondern auch praktisches; die Richtung der magnetischen Kraft, welche die Erde ausübt, wird nicht durch die Deklinationnadel, sondern durch die Inklinationnadel angegeben. Je größer die Inklination ist, um so geringer ist diejenige Kraft, mit welcher die Deklinationnadel in der Horizontalebene in bestimmter Richtung gehalten wird. Näher man sich den magnetischen Polen der Erde, die mit den geographischen nicht übereinstimmen, sondern in nicht unbeträchtlicher Entfernung von ihnen Jahr für Jahr ihren Ort etwas verändern, so beträgt die Inklination 90 Grad, die Nadel stellt sich vollkommen senkrecht ein, da die magnetische Kraft der Erde die vertikale Richtung hat. Eine Deklinationnadel, die sich nur in der horizontalen Ebene bewegen kann, wird in solchem Fall völlig unbrauchbar, da in der Horizontalebene keine richtende Kraft mehr vorhanden ist, und die Nadel daher jede beliebige Richtung annehmen kann. Es wurde bemerkt, daß der magnetische Nordpol im Jahre 1831 von dem Kapitan James Ross unter 70 Grad nördlicher Breite und fast 97 Grad westlich von Greenwich auf der Halbinsel Boothia Felix thatsächlich erreicht worden ist.

Seit der Mitte unseres Jahrhunderts werden magnetische Beobachtungen in einer Reihe besonderer Observatorien, sowie in Sternwarten und meteorologischen Instituten regelmäßig angestellt. Doch haben sie bisher noch nicht ausgereicht, den Gang der regelmäßigen Schwankungen mit großer Genauigkeit festzustellen. Herr Folgheraiter in Italien hat nun einen Vorschlag gemacht, durch welchen man den Betrag der Inklination in Strurien in dem Zeitraum von etwa 800—700 Jahre vor Christi Geburt einigermaßen genau feststellen kann; seine sehr mühsamen darauf bezüglichen Untersuchungen sind in den Berichten der Accademia dei Lincei veröffentlicht.

Herr Folgheraiter geht von der Eigenschaft der Thone aus, beim Brennen den magnetischen Zustand anzunehmen und den Magnetismus, den sie einmal bekommen, unverändert beizubehalten, falls sie nicht von neuem auf sehr hohe Temperaturen erhitzt werden. Schon 1862 hatte Gherardi behauptet, daß die Ziegelsteine ihren beim Brennen angenommenen Magnetismus mit großer Zähigkeit festhalten, ohne daß er jedoch einen überzeugenden Beweis dafür beibrachte. Er hat nun Ziegelsteine, die zu Bantun in der Zeit der römischen Republik und des römischen Kaiserreichs verwendet wurden und bis heute in derselben Lage geblieben sind, in bezug auf ihren Magnetismus untersucht. Da sie denselben beim Brennen unter dem Einfluß der magnetischen Kraft der Erde angenommen haben, so muß die magnetische Aze in ihnen, das ist die Richtung, die ihre am stärksten magnetischen Punkte oder Pole verbindet, mit der Richtung der erdmagnetischen Kraft übereinstimmen. Nun mußte sich diese im Laufe der zwei Jahrtausende, während welcher die betreffenden Steine ihre Lage unverändert bewahrten, auf alle in gleicher Weise geltend machen, sofern sie überhaupt wirksam war, und man hätte daher in den Richtungen der magnetischen Azen in

diesen Steinen eine gewisse Gleichmäßigkeit wahrnehmen müssen. Statt dessen zeigten sie alle möglichen Richtungen, so daß man unbedingt den Schluß ziehen muß, daß der Magnetismus der gebrannten Steine durch den Erdmagnetismus nicht mehr verändert worden ist, sondern unverändert von ihnen beibehalten wurde. Dasselbe zeigte die Untersuchung einer Reihe von etruskischen Gefäßen, die in jüngst entdeckten Gräbern aufgefunden wurden und ebenfalls seit der Zeit der Beisetzung eine unveränderte Stellung bewahrt hatten.

Weiter ging Herr F. zu der Untersuchung über, mit welcher Genauigkeit man aus dem Magnetismus, der in Thongefäßen beim Brennen erzeugt wird, die Richtung der erdmagnetischen Kraft, durch die der Magnetismus der Gefäße ja hervorgerufen ist, berechnen kann. Zu diesem Behufe brannte er Zylinder, Kegel, Doppelkegel und andere Gefäße aus Thon, und es gelang ihm, aus dem in ihnen erzeugten Magnetismus die Richtung der erdmagnetischen Kraft, die heute ja bekannt ist, ziemlich genau abzuleiten.

Mit diesen Erfahrungen ausgerüstet konnte er denn an die Hauptaufgabe gehen, die magnetische Inklination zu der Zeit, als die auf uns gekommenen etruskischen Thongefäße gebrannt wurden, zu bestimmen. Eine Hauptbedingung für diese Untersuchung war, daß man die Lage der alten Gefäße beim Brennen genau kannte. Wenn man darüber im allgemeinen kein sicheres Urtheil fällen kann, so giebt es doch eine ganze Anzahl Formen, für die man eine bestimmte Orientirung annehmen muß. So haben Weinkrüge, Thoneimer und manche andere Gefäße im Dien sicherlich aufrecht gestanden.

Aus den Messungen insgesammt ergibt sich, daß die magnetische Inklination zur Zeit der Verfertigung der Gefäße, also im 7. und 8. Jahrhundert vor Christi, im mittleren Italien sehr klein war, und daß nicht das Nordende, sondern das Südende nach unten gerichtet war. Der magnetische Aequator, die Linie, auf der die Magnetnadel horizontal stehen bleibt, die heute südlich vom Mitteländischen Meer bleibt, muß also damals bis nach Nord-Italien heraufgereicht haben und kann erst später weiter nach Süden gerückt sein.

Der Weg, den Herr F. mit seinen Versuchen beschritten hat, scheint jedenfalls geeignet, über den magnetischen Zustand der Erde in alten Zeiten Aufklärung zu schaffen. In wie weit das von praktischem Interesse sein wird, läßt sich, wie meistens bei ähnlichen Arbeiten, im voraus nicht sagen; von rein wissenschaftlichem Standpunkt betrachtet tragen sie sicher zur Vermehrung unserer Kenntniß der geheimnißvollen magnetischen Kraft bei.

Kleines Feuilleton.

— **Zeitgemähes.** Im Jahre 1864 hat Friedrich Stolke seine „Regentenfolge“ veröffentlicht. Darin heißt es:

Otto, König der Hellenen,
Er ist einer auch von denen,
Welchen Gott die Krone goß;
Heut' hat sie Georgios.

Aus dem allem wird vernommen,
Wie von Gott die Kronen kommen,
Daß sie aber dann und wann,
Auch der Teufel holen kann.“ —

— **Mond-Alpenglüh.** Im Märzheft seines „Heimgarten“ schildert Peter Hofegger diese seltene Naturerscheinung folgendermaßen: „Ganz dunkel war's, als ich in die Stadt Innsbruck einzog, um mich für die nächtliche Weiterfahrt über den Brenner und durch das Buxterthal zu stärken. Um 10 Uhr nachts trat ich auf den Perron des Bahnhofes. Mein Zug stand schon da, aber alles menschenleer und verschlafen. Mir fiel auf, daß der Mond im tiefen Himmel schien, und als ich mich wendete — was ist das? Hinter dem Bahnhof, ganz nah' ein glattes silberweißes Gewölke, das hoch, schreckbar hoch in den Himmel aufstand und sich am Rand in scharfen Kluppen und Zaden abgrenzte. Und schrie es plötzlich in mir: Das sind die Berge! Das sind die Berge! Das Gebirge, welches über dunklen Vordergrunde im Norden, unmittelbar hinter der Stadt sich himmelhoch erhebt. — O, Ihr Freunde, beschreiben kann ich's nicht! Ich hatte mein Lebtag manchen beschneiten, mondbeschieneenen Berg gesehen — aber so schön, so unvergleichlich, so über alle Maßen großartig noch keinen. . . Ich hätte mögen an die Hausthüren pochen und die Innsbrucker rufen: So kommt doch und seht! — Sie saßen in ihren Familien, in ihren Wirthshäusern bei ihrem Kartenspiel, und haben es versäumt, was mancher Mensch, sogar der Kessler, in seinem Leben nur einmal sieht, oder nie. . . ein Mond-Alpenglüh. Ich habe mich nicht zu fassen gewußt, war ganz hilflos in meiner einsamen Verzückung, und dann — als ich zu mir selbst kam, das Rasse mir aus den Augen rieb, um wieder hinzublicken — grauer, undurchsichtiger Nebel — sonst nichts mehr. — Noch zitternd vor Erregung lie ich in den Wagen, verhällte das Lampenlicht und zog die Fensterläden zu. Was etwa der wieder erscheinende Mond auch noch zu thun mochte, ich wollte nichts mehr sehen.“ —

— **Noble Schnapsjägerinnen.** Wie das „British Medical Journal“ in seiner letzten Nummer mittheilt, haben die vornehmen Damen Londons jüngst eine neue Quelle ausfindig gemacht, wo sie ihrem Hang, Spirituosen zu sich zu nehmen, genügen können. Wie

bekannt, waren es zuletzt die Konditoreien, welche die Londoner Damenwelt mit Vorliebe aufsuchte, nicht um Süßigkeiten zu genießen, sondern feine Liqueure und Kognaks in erheblicher Menge zu „genehmigen“, was sie regelmäßig zwischen ihren Gängen in die einzelnen Läden und auf Spaziergängen thaten. Seitdem dies durch eine Petition der Mäßigkeitsvereine, welche ein Verbot der Verabreichung von Spirituosen in Konditoreien anstrebte, aber abgelehnt wurde, bekannt geworden ist, hat zwar der Besuch der Konditoreien durch die Damen nicht ganz aufgehört; der Hauptstrom der trinklustigen Londonerinnen ergießt sich jedoch in letzter Zeit in die Apotheken, wo sie unter den harmlosen Namen von „Pfefferminzextrakt“, „Lebensstärker“ Schnaps fordern und erhalten. Verschiedene Londoner Apotheker haben aus diesem Grunde schon besondere Hinterstübchen eingerichtet, in denen sich die Damen an Tischen niederlassen können. Aber auch die männlichen Trinker Londons haben bereits diese Quelle ausgefunden. So berichtet „British Medical Journal“ in derselben Nummer von einem Manne, an welchem jetzt Delirium tremens festgestellt worden ist, obwohl er nie einen Fuß in eine Kneipe gesetzt hat, der aber, wie er zugestand, ein häufiger Besucher der Apotheken ist! —

ie. **Ueber das Vermögen englischer Aerzte** plaudert die Fachzeitschrift „Practitioner“, indem sie den Betrag der Hinterlassenschaft einer Reihe von Aerzten aufzählt, die im Jahre 1896 in England gestorben sind. Um nur die bedeutendsten Vermächtnisse aufzuzählen, so hinterließ Dr. Patrick Fraser 8400 000 M., Sir John Croftson 1800 000, Sir George Humphry 1600 000, Dr. Samuel Goldsworth 1080 000, Dr. William Statten 800 000, Dr. George Harley und Sir William Moore je 500 000, Sir George Johnson und Sir Russell Reynolds je 250 000 M. Es muß zu diesen Zahlen bemerkt werden, daß diese Vermögen weniger durch ärztliche Honorare als durch gerichtliche Thätigkeit aufgesammelt wurden. —

Literarisches.

n. **Wenng Gustav: „Aus Mitleid“.** Familiendrama in 5 Akten. — „Ecce homo!“ Skizzenbuch zu einem Roman. Bremen, Karl Behrens. Vergeliche sucht man in diesen beiden Arbeiten nach Berührungspunkten, die auf einen gemeinsamen Verfasser hinweisen. Beide stellen in jeder Beziehung vollkommene Gegensätze dar. „Aus Mitleid“ ist eine mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführte Handlung; das „Skizzenbuch Ecce homo“ bietet nicht viel mehr als ein exprobrtes Rezept zu einem — Schauerroman. Dort haben wir die nüchternen Wirklichkeit, in deren Rahmen sich das Drama einfach und natürlich, aber gerade deshalb auch ergreifend abspielt. Hier ist es gerade die gekünstelte Uebertreibung in Wort und Handlung, die das Gegentheil von dem hervorrufft, was der Verfasser beabsichtigte: die tragische Wirkung. —

Theater.

— Vor einigen Monaten kam aus Wien die Kunde, es sei dort eine selbständige Poetennatur entdeckt worden. Der neue Dichtername war Leo Ebermann und sein Gedicht war ein Drama „Die Athenerin“. Das Lob Ebermann's wurde in der liberalen Presse Wiens besonders stark gesungen und noch verächtlich nach Vettertschaft oder etwas ähnlichem. Nun haben wir in Berlin das jüngste Geniestück am Sonnabend im Schauspielhause kennen gelernt, und arg zerzaust kehrt der Poet von der Kellame Gnaden heim nach Wien. Man rief ihn zwar nach dem ersten und zweiten Akt, aber ohne lebhaftere Theilnahme, und im Schlußakt lachte man einfach an tragisch gemeinten Stellen auf; die Wiener sahen, daß sie an schöpferischen Kräften sehr arm geworden seien. Da kam ihnen Ebermann gelegen. Der schrieb ein Drama im schulgemäßen korrekten Zambengang. Was er zu sagen wußte, war nicht viel und gewiß nichts Eigenes. Aber es war selbstgefällig vorgetragen, es klang. Wohl war es innerlich hohl, aber die inhaltslose Phrase war schönrednerisch ausgeschmückt. Manchmal ist es zum Lachen, wie der Autor ärnliche Schülergedanken in schwere Form kleidet. Das thut nichts zur Sache. Man braucht ein Genie, und Ebermann wurde gekrönt. Für diese Saison. In der nächsten kommt ein anderer dran.

Athen und Sparta, in der simplen Auffassung, wie sie unsere Gymnasien beizubringen pflegen, bilden den geschichtlichen Hintergrund des Dramas. Das vergoldete Athen ist weichlich geworden. Das raube eiserne Sparta hält Kriegshandwerk und Männertugend hoch. Der Rothschild im damaligen Attika hieß Eurypid. Er war ein ungetrübter König und durch ihn herrschte Phryne, die schönste Liebeshändlerin in Athen.

Es wäre eines genialischen Dichters werth, die letzte Erscheinung einer Phryne, wie sie in einem schönheitsgerigen Geschlecht aufwachsen konnte, mit der Hand zu gestalten. Nur dürste aus der Phryne kein sentimentalischeß Dirnlein werden, wie in Ebermann's Athenerin.

Agis, der Spartaner, kommt nach Athen. Er kommt in einer politischen Sendung. Den spartanischen Gesandtschaftsattachés sehen und in die entorennen, in ein's bei Phryne. Der tugendboldige Spartaner verachtet aber die Liebeswerbung Phryne's. Phryne sieht um so höher zu dem starken Jüngling empor, der sie prügeln, der sie nieder treten könnte. Sie wahr! darin ihren Dirneninstinkt; und weil sie doch in Liebeskünsten erfahren, verführt sie zum Schluß den guten Agis und raubt ihm seine Jugend. Das alles im Haus des

Zhrasyl. Dieser Millionär ist nicht wenig ekkig darüber, daß Phryne auf seinen Pfählen, in seinen Zimmern ihm das angethan, und Agis schlacht: Ach, wie tief bin ich gesunken, ich, ein Spartaner. Er flieht, aber Phryne flieht mit ihm. Sie will die Armut mit ihm theilen, sie wollte ihn nicht schänden. Eine hellenische Hetäre in Noth ist ein trauriger Anblick; und als die Vocungen Athens wieder vor Phryne erscheinen, wird sie schwach und verräth ihren Agis, der sich erdolcht. Phryne wird vermuthlich wieder zu Zhrasyl zurückkehren. Millionäre können duldsam sein in solchen Dingen. Matkowsky und Fr. Poppe (Agis und Phryne) spannten all' ihre Leidenschaftlichkeit an; es blieb aber nur ein äußerliches Stürmen. —

Medizinisches.

— **Neue Tuberkulin-Präparate.** Die „Deutsche medizinische Wochenschrift“ bringt in ihrer neuesten Nummer eine Veröffentlichung von Prof. Dr. Robert Koch über neue Tuberkulin-Präparate. Nach jahrelangen Untersuchungen ist es Koch gelungen, zwei Präparate herzustellen (Tuberkulin O und Tuberkulin R), von denen das eine (Tuberkulin R) seiner Meinung nach ganz entschieden gegen die Tuberkelbazillen immunisirend wirkt. Bei tuberkulösen Meerschweinchen, welche mit dem neuen Tuberkulin behandelt wurden, konnten regressiv Veränderungen an den beim Beginn der Behandlung erkrankten Organen nachgewiesen werden. Bei lungenschwindsüchtigen Menschen im Anfangsstadium ihrer Krankheit und bei Lupuskranken ist ausnahmslos eine bedeutende Besserung durch die Behandlung erreicht worden; nach gewöhnlichen Begriffen können nicht wenige Fälle als geheilt bezeichnet werden, aber Koch hält es für verfrüht, den Ausdruck „Heilung“ zu gebrauchen, bevor nicht ein hinreichend längerer Zeitraum ohne Rückfall verstrichen ist. — Jrgend welche beängstigende Nebenerscheinungen sind durch das Mittel in keinem Falle hervorgerufen worden. — Wie früher das Tuberkulin wird auch das neue Präparat unter die Haut eingespritzt, und zwar anfänglich in kleinsten Mengen (1/500 Milligramm); allmählig wird mit der Dosis gesteigen. —

Aus dem Thierleben.

— Ein eifersüchtiger Elefant. Den „M. N. N.“ schreibt man aus London: „Charlie“, der Elefant in Sängers Zirkus, der jüngst einen früheren Wärter getödtet hat, um eine wirkliche oder eingebildete Unbill zu rächen, hat letzte Woche wieder eine „Szene“ herbeigeführt, und zwar diesmal aus Eifersucht. Der Eigenthümer des Zirkus kaufte dieser Tage im Carlscourt einen Elefanten „Edgar“, der sich aber als unsicherer Rantoniist herausstellte. Er brach nämlich los, als der Zirkus in Wimbledon weilte, durchschwamm einen Fluß und konnte erst nach einer aufregenden Jagd, die sich über zwei Kilometer ausdehnte, wieder eingebracht werden. Um künftig derartiges unmöglich zu machen und um ihn ruhig zu halten, fesselte man ihn nun an die Elefantin „Mary“, die sich gewöhnlich mit „Charlie“ ansammeln im Zirkus produzierte. Während nun am Freitag vor acht Tagen in Twickenham das Zelt errichtet wurde, weideten die Elefanten draußen im Feld, auf dem einen „Edgar“ an „Mary“ gefesselt, auf dem andern „Charlie“ solo und mißmuthig. Plötzlich hörte man ein schreckliches Trompeten: „Charlie“ war, von Eifersucht überwältigt, aus seinem Feld ausgebrochen, und hatte sich auf seinen Rivalen und seine „treulose“ Gefährtin gestürzt. Er trieb beide durch einen Fluß und eine dicke Hecke, warf sie schließlich nieder, sprang auf sie und bearbeitete sie nach Leibeskräften mit seinen abgestumpften Zähnen. Nachdem einige 60 Mann längere Zeit mit Stangen und Peitschen auf ihn losgeschlagen hatten, ließ er endlich ab und ging ruhig in seinen Stall zurück. Die Opfer seiner Leidenschaft waren zum Glück dank ihrer dicken Haut nur wenig beschädigt; der Lärm während des Kampfes soll aber ohrenbetäubend gewesen sein. Die neun übrigen Elefanten trompeteten unaufhörlich, die Löwen und Leoparden brüllten, die Strauße kreischten u. s. w. u. s. w. — es war ein feines Konzert. —

Humoristisches.

— Eine Postkarte an Goethe. Eine lustige Karnevals-Gesellschaft in einer währischen Stadt machte den Versuch, ob die deutsche Reichspost in Frankfurt a. M. einen guten Spaß versteht und ob sie darauf eingehen wird. Diese Voraussetzung ist nicht getäuscht worden, denn das Frankfurter Postamt ist auf den Spaß eingegangen und hat demselben erst die rechte Würze gegeben. Am 6. lief in Frankfurt eine österreichische Korrespondenzkarte folgenden Inhalts ein:

Herrn Joh. Wolfgang v. Goethe,
Frankfurt a. M.!

Hochverehrter Herr!
Für den Fall, als Sie unter den Lebenden weilen, würden wir Sie, hochverehrter Herr, recht herzlich um Zendung eines Autogramms gebeten haben. **Ergebenst**
Falls Herr Adressat inzwischen verstorben, dann bitten wir die **Die Redaktion des „Neuen Bisenzer Beobachters“**
Karte retour.
Die Schüler Stephan's im Frankfurter Postamt

keinen Augenblick in Verlegenheit oder in Zweifel gewesen zu sein, was mit dieser Karte zu geschehen habe. Sie schickten sie durch den Briefträger ins — Goethe-Haus am Hirschgraben. Dort nahm der Bibliothekar des Goethe-Hauses, Dr. Otto Heuer, die Karte in Empfang und erlebte sie in ganz ernsthafter, korrekter Weise, indem er in altväterischer Schrift und Schreibart darauf den Bemerk setzte: „Adressat im Jahre 1775 von hier nach Weimar verzogen. Dr. Heuer, Goethe-Haus.“ Diese Angabe des Dr. Heuer wurde auch von dem Briefträger Rudat mit seiner Unterschrift bestätigt. Aber im Postamt scheint man der Meinung gewesen zu sein, daß diese Auskunft für den „Neuen Bisenzer Beobachter“ doch nicht ausreichen werde, und um dieses Organ in gar keinem Zweifel zu lassen, wurde auf die Adresse mit großen, deutlichen Buchstaben geschrieben: „Gestorben. Retour!“ Mit diesen amtlichen Marginalnoten versehen, ist die Korrespondenzkarte am 12. d. wieder im Postamt des Bisenzer Bahnhofes eingelaufen und der Redaktion des „Neuen Bisenzer Beobachters“ zugestellt worden. Derselbe erscheint jährlich nur einmal als — ungedrucktes Manuscript und wird im Kreise einer Faschingsgesellschaft vorgelesen, welche diesmal der Redaktion ihres Organs für den werthvollen Beitrag zur Goethe-Literatur die vollste Anerkennung zollte. —

Vermischtes vom Tage.

- In Schnellwalde (Kreis Neustadt O.-S.) sind 9 Wohngebäude, zahlreiche Scheunen und Stallungen niedergebrannt. Viel Vieh ist dabei umgekommen. —
- Kiel, 28. März. Ein Schlepptzug von 6 Segelschiffen, der den Nord-Östsee-Kanal passirte, hatte bei der Einfahrt in die Goltensauer Schlei wegen des starken Stromes nicht rechtzeitig stoppen können. Infolge dessen geriet den 3 letzten Schiffe hart aneinander; sie verloren das Bugspriet und erlitten auch sonstige starke Havarien. —
- In Thüringen giebt es 33 Dörfer, die zu zwei Staaten gehören. —
- Ein Pionier des Zeitungswesens. Ein Herr Rudolf Abs zu Passau giebt eine Monatschrift heraus, die ihr Lesepublikum im Fegfeuer sucht. Der — als Waarenzeichen eingetragene — Titel lautet: „Der Armen-Seelenfreund, Monatschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegfeuer.“ —
- Der „Elsässer“ publizirt folgendes „Kulturbild“ aus den Reichsländern: „Die Schnapsgeister verübten hier mit einer Ewastochter einen schlimmen Spaß. Im Zirkus führten die Skobolde das Weib an einem Düngerhaufen vorbei und flüsteren ihr ins Ohr, sie sei an einem passenden Nachtlager angekommen. Die Frau war nicht wählerisch und fing flugs an, sich zu entkleiden. In diesem paradiesischen Zustande fand sie nach einigen Stunden ein Beamter des Bahnhofes. Der gute Mann hatte Mitleid mit dem Weibe, hüllte sie in seinen Mantel und führte sie nach Hause. Was hat ihr Mann gesagt? werden unsere Leser sehr fragen. Gar nichts; denn er befand sich in derselben Verfassung.“ —
- In Bertach, einer Vorstadt Augsburgs, geriet den am Sonnabend sieben Kinder unter einen stürzenden Holzstoß; eines von ihnen wurde getödtet, drei schwer, drei leicht verletzt. —
- Die chemische Fabrik von Fischer in Unterlaa (bei Wien) ist infolge einer Benzinexplosion niedergebrannt. Drei Arbeiter wurden schwer verletzt. —
- Paris, 29. März. Aus Greenock wird telegraphirt, daß gestern ein Dampfer in New-York eintraf, der 13 Ueberlebende des untergegangenen Dampfers Ville de St. Nazaire an Bord hatte. Von den Ueberlebenden hatten sich zuerst 29 Mann durch ein Boot retten können, 13 von ihnen fanden ihren Tod durch Hunger und Kälte. —
- Ein Edelstier. Der dreißig Jahre alte Fürst von Thurn und Taxis gebraucht, wie französische Blätter mittheilen, täglich einen neuen Anzug, an dessen Herstellung zwölf Schneider jahraus, jahrein arbeiten. Seine sämtlichen Kleidungsstücke werden mit einem Parfüm getränkt, von dem das Liter nur 2000 Franks kostet. Außerdem gebraucht er jährlich 1000 Kravatten und 200 Paar Stiefel. Für die verschiedenen Sportzweige, denen er obliegt, giebt er jährlich die Kleinigkeit von 375 000 Franks aus. Unter anderem besitzt er etwa 40 Fahrräder. —
- Ein Abgeordneter des Staates Kansas (Nordamerika) hat den Antrag gestellt, die Gesetze, die Moses seinem Volke gegeben, in das Gesetzbuch des Staates Kansas aufzunehmen. Der Gesetzgeber hat auch gleich die Strafen normirt: Wer „einen anderen“ Gott hat, soll 1000 Dollars Strafe zahlen; wer Gözenbilder anfertigt, wandert auf ein Jahr ins Zuchthaus; wer den Sabbath nicht heiligt, hat eine Strafe von 500 Dollars zu gewärtigen; wer Ehebruch begeht, der wird auf Lebenszeit im Zuchthause fesselt u. s. w. Diese Gesetze sollen aber nur für die Männer gelten. Die Frauen sind ausgenommen, denn „Frauen sind nicht göttlos.“ —
- Die Bestattung der unlängst verstorbenen Kaiserin Wittwe von Japan hat 2 800 000 M. gekostet. Der Leichenwagen wurde von drei Ochsen gezogen. —